

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 5

Artikel: Das Abgenutzte und das Unabnutzbare
Autor: Bergengruen, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bescheiden; sie erwähnt Tatsachen, ohne deren Wirkung zu ergründen, und es liegt ihr fern, die sachliche Chronik durch ethische oder besinnliche Betrachtungen zu beschweren. In weiser Beschränkung bringt Hans Carossa nur die bedeutsamen Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend, diese aber derart geschickt vorbereitet, dramatisch gesteigert und psychologisch vertieft, daß seine Erinnerungsbücher als fesselnde, zum Teil ergreifende Romane anzusprechen sind. Besonders sympathisch ist auch sein ehrlicher Mut, der nicht davor zurückschreckt, sich selbst mit allen Mängeln und Torheiten darzustellen.

Neben Ina Seidels Chronik und Carossas Roman könnte man das «Sinnbild des Lebens» als Synthese und Vermächtnis bezeichnen. Denn es geht der Verfasserin darum, «ihrem Dasein auf die Spur zu kommen, um im Bild des Erlebnisses den Sinn des Lebens zu erhaschen», und solchermassen den Jungen und Suchenden, die sich in Not und Zweifel an die Vielerfahrene wandten, eine Antwort zu geben auf ihre brennenden Fragen. Es war Maria Waser ein Bedürfnis, in diesem Buche noch einmal die Grundgedanken ihrer durch die Lehre Monakows erweiterten und gefestigten Weltanschauung zusammenzufassen, und dankbar von der Köstlichkeit des Lebens zu zeugen, das ihr unter hundert Erscheinungsformen immer wieder als ein Weg «aus dunkler Gefangenschaft in heitere Weite» erschien. Vor allem aber lag ihr daran, zu betonen, daß Not und Leid zum «Erziehungswerk Gottes» gehören, weil das Schicksal «in der Atempause der Dunkelheit unser Auge reift macht für die feinen Farben und die gestuften Herrlichkeiten des Lichtes, in der Atempause der Not unsere Seele reift für die wahren Freuden».

Das Abgenutzte und das Unabnutzbare

Von Werner Bergengruen

Es gibt etwas, das ich als absolute Erzählkunst bezeichnen möchte und zu unserer modernen in einem gewissen Gegensatz erblicke. Diese absolute Erzählkunst berührt sich mit dem Primitiven und Anonymen. Sie äußert sich weniger im Roman als in der kurzen Geschichte, im Märchen und vorzugsweise in der Novelle. Sie kennt nicht unsere Art einer zergliedernden Psychologie und nicht die Problematik der Sonderfälle; an deren Stelle steht vielmehr die ewige, immer wiederkehrende Problematik des Menschenlebens. Die absolute Erzählkunst hat es zu schaffen mit Urtatsachen des Menschenlebens und der Welt, mit Ursituationen und Urmotiven. Ihre Motive wandern durch indische, persische, chinesische, antike, altfranzösische, italienische Erzählungen; Shakespeare, der in diesem Zusammenhang als Novellist betrachtet werden darf, entnahm ihnen seine Stoffe.

Die Motive stellen sich uns größtenteils als abgedroschen dar. Sind sie das? Oder sind es vielleicht ewige Motive, für die uns der Sinn abhanden gekommen ist? Und daß wir sie als abgenutzt empfinden, zeigt am Ende gerade dieser Umstand an, daß bei uns irgendetwas nicht mehr in seiner rechten Ordnung steht? Mich persönlich dünken abgedroschen eher jene Motive, deren Inhalt die Gefühle, Gefühlswandlungen und Gefühlsirrtümer irgendeines beliebigen Mannes bilden; das heißt also, Gefühlsangelegenheiten, welche diesen Mann allein angehen und zu den Grundbeständen des Lebens, zu den Grundformen menschlicher Schicksale keine Bezüglichkeiten haben.

Ich denke, des Beispiels halber, an das Motiv des Terentius von den verlorengegangenen und einander wiederfindenden Zwillingen; es müssen nicht immer Zwillinge sein, Geschwister schlechthin tun es auch.

Der Mensch unserer Tage liebt dergleichen nicht; er neigt dazu, überraschende Wiederfindungs- und Wiedererkennungsszenen, bei denen womöglich Muttermale und Amulette eine Rolle spielen, komisch zu nehmen, ja sie als Parodien ihrer selbst zu empfinden. Woher stammt nun die ehemalige, so außerordentliche Beliebtheit dieser Motive? Und woher unsere Abneigung? Sie schreibt sich wohl erst aus der Zeit her, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu schätzen, ja sie allmählich an die Stelle des Glaubens zu schieben anfang.

Nun ließe sich hier anmerken, daß sich bei der Ungesicherheit aller Lebensumstände in den alten Zeiten manche abenteuerliche Dinge tatsächlich leichter ereignen konnten als heutzutage. Bei der zeitweiligen Beherrschung von Meeren und Küstenlandschaften durch plötzlich auftauchende Seeräuber waren Trennungen von Geschwistern durch Entführung und Verkauf in die Sklaverei nicht einmal ganz selten. Und ebenso konnten überraschende Wiederbegegnungen geschehen; die antike Welt war geographisch enger als die unsere, es gab weniger Städte, und diese waren klein und übersichtlich. Aber wenn auch manche Vorkommnisse damals wahrscheinlicher waren als heute, wahrscheinlich waren sie deswegen noch nicht, und so ist es mit solchen Erklärungen nicht abgetan.

Hier sind einige Überlegungen über die Rolle des Zufalls in der Dichtung an ihrem Platze.

Tolle Zufälle geschehen ebenfalls noch heute, und besonders in Zeiten, da große öffentliche Geschehnisse wie Kriege und Umwälzungen auch alle Einzelschicksale in Bewegung bringen, ist die Rolle des Zufalls evident. Daß Brüder, die in einander feindlichen Armeen dienen, unvermutet aufeinanderprallen, ist bei den Riesenheeren und Riesenräumen moderner Kriege zwar nicht wahrscheinlich, geschieht

aber dennoch. Von den Brüdern meines Vaters nahm einer als russischer, einer als deutscher Offizier am Weltkriege 1914/18 teil, und ebenso gut wie ich in Polen den Diener eines meiner in Riga lebenden Verwandten gefangen nahm, hätten die beiden Brüder sich begegnen können; die Zufälligkeit wäre um nichts größer gewesen.

In der Dichtung allerdings empfinden wir dergleichen leicht als brüskant, denn das weiß jeder, daß die Dichtung ja nicht das Leben abschildern, sondern sein gereinigtes Bild geben soll. Darum wollen wir in der Novelle nicht das Zufällige und Willkürliche sehen, sondern das Offenbarwerden von Gesetzlichkeiten. Aber ist das Zufällige denn immer mit dem Willkürlichen gleichzusetzen? Kann es nicht auch eine Handhabe sein, mittels deren uns der Dichter das Gesetzliche näherücken will?

Freilich wird der Dichter darauf Bedacht nehmen, den Zufall seines schockartigen Charakters zu entkleiden. Da gibt es nun zwei Methoden. Nämlich man kann den Zufall abschwächen, indem man ihn in irgendeiner Weise auf eine Notwendigkeit zurückführt, und man kann ihn im Gegenteil als Zufall hervorheben, ihn beim Namen nennen und ihn gerade um seiner Zufälligkeit willen in den Kreis des Erzählenswürdigen holen. Kleist rechtfertigt einmal einen ungeheuerlichen Zufall dadurch, daß er ihn nicht zu motivieren und somit aus der Region des Zufallhaften hinauszumanövrieren unternimmt, sondern ihn als Zufall affiziert und dabei die Behauptung aufstellt, dem Wahren eigne häufig ein Charakter der Unwahrscheinlichkeit.

Hiermit ist für den Leser der Zufall sozusagen entgiftet, wogegen es ihn unter Umständen verdrießen kann, wenn der Autor, auf weniger redliche Art operierend, sich der Hoffnung überläßt, der Leser werde es nicht gewahr werden, daß ihm ein Zufall aufgetischt wird, nachdem er diesen Zufall mit allerlei Rankenwerk von kleinen oder kleinlichen Wahrscheinlichkeiten umwickelt hat. Unvergleichlich verdrießlicher wird es ihm freilich sein, wenn der Autor sich für keinen der beiden Wege entscheidet und damit dem Leser eine Art von Nichtachtung bezeigt. Wenn zum Beispiel Wilhelm Raabe ihm im «Abu Telfan» einreden möchte, Viktor Fehleysen habe Hagenbucher aus der Gefangenschaft im afrikanischen Tumurkieland befreit, so wird ihm der Leser mit Recht Glauben und Gefolgschaft verweigern, denn Raabe huscht über die Enormität dieses Zufalls hinweg und tut, als sei ein solches Zusammentreffen im riesigen Afrika das Natürlichste von der Welt. Hiervon nur graduell verschieden sind die Zufallsbegegnungen, die sich bei Turgenjew auf russischen Poststationen ereignen.

Die Situation, die Wilhelm Busch parodistisch mit den Versen kennzeichnet:

«Wie durch Zufall kamen alle jene,
welche Fips gekränkt, zu dieser Szene»,

kehrt in der Dichtung häufig wieder, unter anderem auch im Schlußkapitel meines «Großtyrannen». Unentbehrlich ist sie oft im Drama. Ja, sie kann ein Abbild des Jüngsten Gerichts sein und somit notwendig wie dieses. Der höhere oder geringere Grad von Unanständigkeit, den der Dichter ihrem Zustandekommen zu geben wußte, wird ihre Verwendung legitimieren oder bloßstellen und ihr entweder den Charakter eines Notbehelfs oder aber den eines Stilmittels verleihen. Denn in einer stilisierten Welt, wie es die der Dichtung ist, gelten die Wahrscheinlichkeitsgesetze zwar auch noch, aber sie herrschen nicht unumschränkt und können von anderen Gesetzmäßigkeiten überschattet werden.

Es ist nicht anzunehmen, daß den Erzählern der alten Zeit das Gefühl für die Bedenklichkeit des Zufalls als eines epischen Kunstmittels durchaus gemangelt habe. Aber die ungeheure Vorliebe zahlloser Jahrhunderte oder gar schon Jahrtausende für Zufallsmotive gleich dem der Zwillingsgeschichten läßt den Schluß zu, es müsse hier eine besondere Bewandnis vorwalten. Erinnern wir uns an die Hinneigung früherer Zeiten zur mittelbar ausgesprochenen Erkenntnis. Die Schilderung alchemistischer Prozesse etwa oder astrologische Voraussichten wurden nicht geradweg weitergegeben, sondern in das Gewand von Erzählungen gehüllt. Ebenso verfuhr man mit moralischen Wahrheiten oder Lebenserfahrungen, denn der naivere Mensch zog ja der Abstraktion das Bild vor. Auch an die Gleichnisse Christi und an die Tierfabeln ist hier zu denken. Und so ging es vielleicht den alten Erzählern von Zwillings- und Geschwistergeschichten gar nicht um eine Wahrscheinlichkeit, wie wir Heutigen sie verstehen, sondern um die Verkündigung des Geheimnisses, daß — nach Hölderlins Wort — alles Getrennte sich wiederfindet. Ja, es mag die platonische Vorstellung von den beiden getrennten, zwillingshaft einander suchenmüssenden Seelenhälften hier mitwirken; freilich nicht, als ob das Motiv nun erst durch Plato in die Dichtung gelangt wäre, sondern Plato hat sich hier gleich den von ihm so skeptisch angesehenen Dichtern eines Vorganges menschlicher Urfahrung bedient. Der Erzähler (das heißt: der Urerzähler, nicht der einzelne, das Motiv aufgreifende Novellist, sondern der, ihm unbewußt, hinter ihm stehende erzählerische Geist) will sagen: wenn schon aller äußeren Wahrscheinlichkeit zuwider die beiden getrennten Geschwister einander in so wunderbaren Verschlingungen begegnen und so kaum überwindlichen Schwierigkeiten zum Trotz sich wiederfinden, sollte darin nicht eine Verheißung liegen? Sollte da nicht viel eher und selbstverständlicher es sich fügen müssen, daß im gewöhnlichen und unabenteuerlichen Leben das einander Zugeschaffene

nun auch zueinander hinstrebt und zuletzt einander findet? Und so muß die mit Hilfe des Zufalls als eines *deus ex machina* geschehende Lösung einer fast unlösbar scheinenden Verwicklung keineswegs immer ein Verlegenheitshandgriff des Autors sein. Ebenso gut kann es sich um das Abbilden einer Eigentümlichkeit des Schicksals und der göttlichen Weltenlenkung handeln, die den Menschen nicht gänzlich verloren gehen lassen wollen und sich hierbei manchmal eines nicht anders als wunderbar zu benennenden Eingreifens bedienen. In ähnlicher Art durchziehen einige den Zwillingsgeschichten verwandte Motive die Dichtung aller Zeiten und aller Völker, wenn auch, da hier der glückliche Ausgang mangelt, nicht mit gleicher Häufigkeit. Ich denke an die Erzählungen, in denen Geschwister einander begegnen, ohne sich zu erkennen, in Streit geraten und endlich einander töten, oder an die unter anderem von Zacharias Werner und dem italienischen Novellisten Vincenzo Rota aufgegriffene Schweizer Volksballade vom heimkehrenden Soldaten, der von den eigenen Eltern für einen wohlhabenden Fremden gehalten, ermordet und beraubt wird. Auch hier geht es nicht um Wahrscheinlichkeit im für uns herkömmlichen Sinne, sondern um die Enthüllung einer Gesetzlichkeit; die furchtbare Macht der aus Leidenschaft und Habgier erwachsenden Verblendbarkeit wird als ein Urphänomen des Menschendaseins zur Anschauung gestellt, nicht zu reden davon, daß es darauf abgesehen sein kann, die Ausgeliefertheit des Menschen gegenüber einem rätselhaften und schrecklichen Fatum offenbar zu machen. Und nicht weniger drückt das scheinbar so abgedroschene Potipharmotiv einen Urbestand aus, nämlich das Umschlagen enttäuschter Liebe in Haß, aber in Liebeshäß, wobei die falsche Beschuldigung die Situation des Wunsches herstellt. Und selbst jene uns so zum Überdruß oder zum Gelächter gewordene Schablone: «Als er wieder zu sich kam, lag er in einem reinlichen weißen Bett, und eine schlanke Frauenhand legte sich kühlend auf seine fieberhafte Stirn» — nährt nicht auch sie sich aus einem Urbestande menschlichen Erlebens, ja hat dies Motiv nicht eben um seiner Urbestandhaftigkeit willen überhaupt erst zur Schablone absinken können?

Es soll nun nicht etwa den Novellisten angeraten sein, um jeden Preis auf Motive solcher Art zurückzugreifen. Allein gewiß ist es, daß von einer bestimmten Rangstufe an die Dichter an der Unbefangenheit erkannt werden können, mit welcher sie sich des scheinbar Abgenutzten von neuem bemächtigen, ohne sich vor der vermeintlichen Trivialität zu fürchten. Unter den Händen eines großen Dichters kann die stärkste Wirkung auch heute noch von diesen abgenutzten und unabnutzbaren Vorwürfen ausgehen.